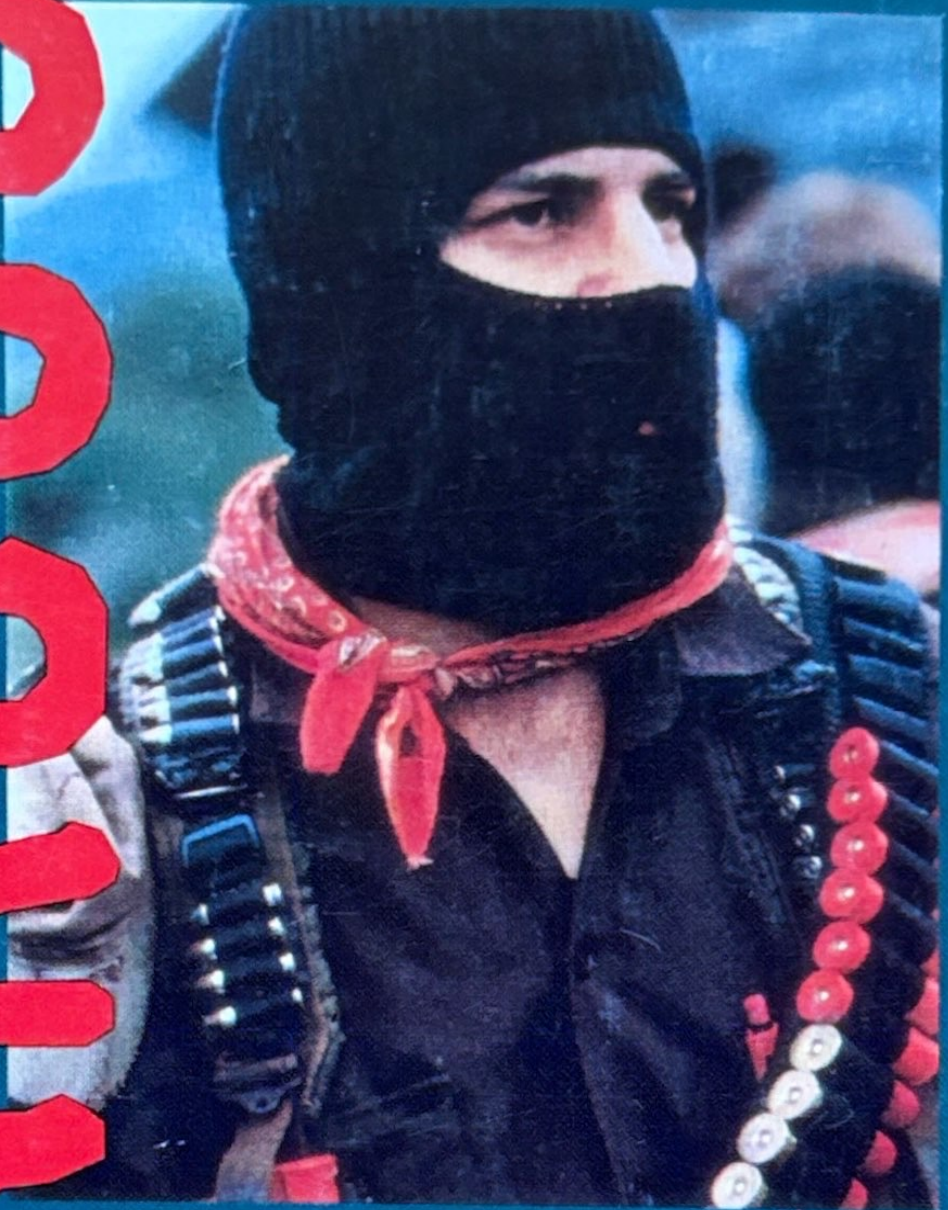


SUBCOMANDANTE

SO
C
R
A
Z



EIN MASKIERTER MYTHOS

ELEFANTEN PRESS

ANNE HUFFSCHMID (HRG.)

Inhalt

Vorwort	7
<i>Sc. I. Marcos</i> Wofür haben wir um Verzeihung zu bitten?	14
<i>Barbara Beck</i> Zapata lebt! Zapata ist tot! Zapata lebt?	17
<i>Carlos Monsivaís</i> Anmerkungen zu einem Porträt	29
<i>Sc. I. Marcos</i> Welchen Dollarpreis erzielt eine stinkende Skimütze?	45
<i>Sc. I. Marcos</i> Als wir von den Bergen herabstiegen	47
Marcos über »Marcos«	50
<i>Catherine Ryan</i> Zu Besuch beim »Sub« im Zapatistengebiet	67
<i>Sc. I. Marcos</i> Brief an die Schriftstellerin Elena Poniatowska	80
<i>Sc. I. Marcos</i> Probleme mit dem Vaterland	83
<i>Enrique Dussel</i> Marcos, ein Übersetzer zwischen Maya und Moderne. Ein Gespräch	87
<i>Sc. I. Marcos</i> Der Aufstand der Frauen	102
<i>Sc. I. Marcos</i> Hier kann jeder machen, was er will... ..	105
<i>Epigmenio Ibarra</i> Der Krieg in den Medien	115
<i>Sc. I. Marcos</i> Einladung zum Konvent von »Aguascalientes« Marcos an Carlos Fuentes	125
Carlos Fuentes an Marcos	129
Marcos an Carlos Monsivaís	134
Carlos Monsivaís an Marcos	137
<i>Sc. I. Marcos</i> Für alle alles, für uns nichts. Begrüßungsrede zum Konvent	143

keiten heraus entstanden. Wenn beide gelöst sind, dann wird es keinen Raum mehr für die Gewalt geben, sie wird kein Echo mehr haben. Die Guerilla wäre dann wieder so wie früher, lauter Radikale und überdrehte Leute, kleine *focos*, die so lange nerven werden, bis sie schließlich an den Rand gedrängt sind, nicht nur von den Soldaten oder der Regierung, sondern von der Gesellschaft, die sie zu vertreten vorgibt. Warum sollten wir uns in Waffen erheben, wenn wir unsere Autoritäten selber wählen können, wenn es einen Wechsel in der Regierung gibt und wir endlich Krankenhäuser, Schulen und all das haben, was die Indianer hier haben wollten? Warum sollten wir dann den Tod wählen, wenn das Leben endlich wieder einen Wert hat?»

»Was ich selbst mache, wenn all das hier vorbei ist? Ich werde Trödler, werde mich dem Handel mit gebrauchten Kleidern widmen und arbeitsscheue Mädchen einfangen. Dafür werde ich entweder ein bißchen Geld von PRONASOL beantragen, oder ich fange an, meine Skimütze zu verkaufen, dann kaufe ich zwei neue und verkaufe die wieder und immer so weiter. Nein, ich persönlich habe keine Pläne, aber das macht mir keine Sorgen. Wir leben in den Tag hinein.«

Zusammengestellt und übersetzt von Anne Huffscheid aus folgenden Interviews: Blanche Petrich und Elio Henriquez in »La Jornada« (4.-7.2.1994); Vicente Leñero in »Proceso« (21.2.1994); Elena Poniatowska in »La Jornada« (31.7.-3.8.1994); RedakteurInnen der mexikanischen Autonomenzeitschrift »Amor y Rabia« (Mai 1994); Catherine Ryan in »Independent« (15.12.1994) sowie den Büchern »Marcos, un profesional de la esperanza«, herausgegeben von César Romero (April 1994) und »Yo, Marcos«, herausgegeben von Marta Durán de Huerta (Oktober 1994).

Catherine Ryan

Und so lernte ich von ihnen

Zu Besuch beim »Sub« im Zapatistengebiet

Die Nachricht, daß in Mexiko auf geheimnisvolle Weise ein mit einer Skimütze maskierter Held aufgetaucht sei, der zuweilen in Gleichnissen, oft mit glühender politischer Rhetorik rede, hatte sich auch in den USA rasch verbreitet. Es hieß, er sei unter den vergessenen Indianern des Südens in Erscheinung getreten, um Zuversicht in ein Land der Verzweiflung zu bringen.

Bei meiner Ankunft hörte ich Taxifahrer poetische Passagen seiner jüngsten Kommuniqués rezitieren. Ich hörte Damen der Gesellschaft – die in ihm das neue lateinamerikanische Sexsymbol erblicken – über seinen Charme und seine hübschen Augen klatschen. Landarbeiter, Studenten und – natürlich vertraulich – oppositionelle Regierungsmitglieder erzählten mir, er habe Mexiko die Hoffnung auf eine bessere Zukunft gebracht.

Man bezeichnete ihn als *den* postmodernen Revolutionär: als einen sehr gebildeten, mehrsprachigen, medienwirksamen, Demokratie predigenden aufständischen Poeten-Rebell, der, verschiedenen Analysen zufolge, imstande sei, Revolutionsgrößen wie Fidel Castro und Che Guevara das historische Rampenlicht zu stehlen. Doch ein Jahr, nachdem er seine Kriegserklärung an die mexikanische Regierung gefaxt hat, gibt es auch Stimmen, die behaupten, daß er bereits ein Held von gestern sei, ein Mann, der zu lange im Scheinwerferlicht gestanden, der seinen historischen Moment durch zu hohe Forderungen verpaßt, nicht bemerkt habe, daß er länger geblieben sei als erwünscht.

Anfangs war die internationale Presse in Marcos verliebt, in seine Poesie, seine Leidenschaft und seine Eleganz. Aber als sich die müßigen Monate des Waffenstillstands zäh dahinzogen, wurden es die Reporter mehr und mehr überdrüssig, darauf zu warten, daß er ihnen ein Interview gewähre. Warten unter den primitiven Bedingungen des Dschungels, während monströse Moskitos sich auf sie niederstürzten. Warten bei einer Diät aus selbstangebauten Bohnen und hausgemachten Tortillas, die von liebenswürdigen, alten Frauen angeboten wurden, den Hüterinnen der Feuerstellen. (Marcos hat die Bewohner des Aufstandsgebietes in den Grundlagen der Medienbeziehungen unterwiesen: Die Presse ist euer mächtigster Verbündeter, stärkste Macht, die ihr habt, behandelt sie gut.) Schließlich harhten nur noch die hartnäckigsten Kriegsberichterstatter-Typen aus. Und die Groupies. In der ansonsten heldenlosen Ära gab es von Anfang Marcos-Groupies. Er war schließlich der erste postkommunistische Revolutionär der westlichen Welt, und er predigte Demokratie.

Mit den Groupies kamen schnell die wilden Geschichten über Marcos auf. Geschichten von wohlhabenden Frauen, die auf ihren hohen Absätzen an den Kontrollpunkten der Regierungs- und Rebellentruppen vorbeistöckeln, angeblich in der Hoffnung, einen, wenn auch nur flüchtigen Blick von Marcos zu erhaschen. Von Abenteuer touristen, die nur gekommen waren, »um dabei zu sein«. Von Marcos, dem, wie manche behaupten, alles zu Kopf gestiegen sei. Der Reporter, die er nicht mag, einfach auflaufen lasse. Der immer weniger von ihnen zulasse und schließlich nur noch die immergleiche, auserwählte kleine Schar.

Ein paar dieser Geschichten beruhen auf Tatsachen. Doch nicht alle. Manchmal wurden die Geschichten von enttäuschten Reportern erzählt, die nicht den Mut, die Ausdauer oder das unbekümmerte Vertrauen zu warten hatten. Häufiger noch kamen die Kritiker aus dem Lager derjenigen, die gewartet und gewartet hatten, um am Ende dann doch zu den »Abge-

wiesenen« zu gehören. Die, die kein Interview bekamen, waren meist Reporter oder Fotografen der staatlich kontrollierten nationalen Medien sowie ein paar andere Journalisten, die die EZLN in der Vergangenheit kritisiert hatten. In der Art, wie er die Presse behandelt, ist Marcos weit davon entfernt, demokratisch zu sein.

Selbst auf dem Höhepunkt seiner Popularität und Mystik ist Marcos nie bloß ein Phantom-Poet oder unberührbares Idol gewesen. Kein präntiöser General mit blankgewienerten Stiefeln und einer Aura elitärer Überlegenheit. Er empfing die Presse weder in einem gläsernen Palast, noch begrüßte er uns von dem üblichen Ehrfurcht gebietenden Schreibtisch aus. Obwohl es schwierig ist, sich Zugang zu ihm zu verschaffen, fühlt man sich in seiner Gegenwart wohl. Und er empfängt einen in der bescheidensten aller Umgebungen – dem Lacandonen-Urwald.

Er trägt eine gewisse Rätselhaftigkeit zur Schau, aber trotz Maske und Geheimnissen erscheint er nicht annähernd so kompliziert, wie es sein Image glauben macht. Er ist ein Mann mit einer edlen Mission und ein cleverer Politiker. Die besten Freunde können einem größere Fragen aufwerfen als er. Aber die meisten derer, die sich für ihn interessieren, haben es lieber mit der Lösung eines Rätsels zu tun.

Mein erstes Treffen mit Marcos fand auf dem Höhepunkt der Pressewerbung um die Rebellen statt. Viele von uns warteten und hofften auf persönliche Interviews. Wir befanden uns noch nicht einmal im Aufstandsgebiet, sondern hingen vor einem der Straßenkontrollpunkte fest. Ein buntes Gemisch von Journalisten und Fotografen lungerte im Schatten herum. Es war eine ganze Weile her, daß jemand geduscht oder sich rasiert hatte. »Versucht es morgen wieder«, war die tägliche Antwort des Zapatisten-Funkers. Die Reporter lachten skeptisch. Seit Wochen war es nicht einem aus dieser Gruppe gestattet worden, hinter die Blockade zu gelangen. Nachts zwängten wir uns alle in eine große Hütte, in der von einer

Wand zur anderen Hängematten hingen; die weniger Glücklichen unter uns kuschelten sich in ihren Kleidern und Wanderschuhen zusammen und schliefen auf dem Boden.

Schließlich teilten die Wachen mit, daß ein Radioreporter und ich vorkommen sollten. Aufgeregt ließen wir den verärgerten Rest zurück und machten uns auf den Weg bis zu einer zweiten Straßenkontrolle der Zapatistas. Dort fanden wir zu unserer Überraschung und Bestürzung ein weiteres Journalistenlager vor. Dies, so wurde uns mitgeteilt, waren die Favoriten, denen es gestattet war, tiefer im Lacandonen-Urwald auf Marcos zu warten. Verschiedene Wachposten durchsuchten uns und unsere Ausrüstung sorgfältig, und dann kamen zwei maskierte Männer den Berg runtergelaufen, schwenkten ihre Gewehre und riefen dem Radioreporter und mir zu, wir sollten mitkommen. Sie trieben uns voran, als wir die paar 100 Meter dahin rannten, wo Marcos wartete.

»Willkommen in unserem Pressesaal,« sagte er mit sanfter Stimme, als wir uns auf Hocker unter einer kleinen Zeltplane setzten. Das Ächzen und Flattern der Plane im Spätnachmittagswind steigerte noch die Spannung. Der andere Journalist nahm ein kurzes Interview auf. Dann machte er sich, zufrieden, endlich seine Story bekommen zu haben, wieder auf den Rückweg.

»Und was möchtest du machen?« stellte mir Marcos die eher rhetorische Frage. Er sagte, daß ihn kürzlich jemand von einem US-Magazin interviewt und über sein Dasein als Sexsymbol befragt habe. »Ich möchte nicht über mich sprechen«, sagte er bestimmt. »Hier geht es nicht um mich. Möchtest du den Grund kennenlernen, warum wir kämpfen?«

Er schickte einen seiner Leibwächter den Hügel hinunter, um meine Sachen zu holen. Wir gingen an einer Straßensperre vorbei, und er öffnete die Tür eines alten Pick-ups und forderte mich auf einzusteigen. Einer der Leibwächter setzte sich hinters Steuer, während Marcos sich rechts neben mich

quetschte, beide arrangierten die verschiedenen Waffen, die sie um ihre Hüften trugen, neu, damit ich bequem sitzen konnte. Auf dem Weg zu einem der Rebellenlager redeten wir stundenlang über Armut und Politik.

Marcos ließ mich in dem Lager zurück und versprach, am nächsten Morgen wiederzukommen, um mich zu einem anderen, noch ein paar Stunden weiter entfernten Lager zu bringen. »Interviewe zuerstmal die Soldaten hier«, sagte er, »du wirst von ihnen lernen.«

Es dauerte fast eine Woche, bis er wiederkam.

Das »Camp« war ein einsam gelegenes, verkommenes Bauernhaus, das allein in einem engen Tal lag. Die Tage im Lager waren schwül, die Nächte kalt. Beide gingen langsam herum. Die Soldaten schliefen tief und fest auf dem Boden, während die Späher draußen Wache hielten. Ich kämpfte gegen den Schlaf an, da ich gehört hatte, Marcos tauche üblicherweise spät nachts auf und gewähre nur den Glücklichen Interviews, denen es gelungen war, wach zu bleiben. Verschiedene Journalisten hatten berichtet, er habe sie in entlegenen Gegenden abgesetzt und sei nie wiedergekehrt.

Die Soldaten waren scheu. Sie redeten nicht viel. Wenn sie miteinander sprachen, so meistens in einer der lokalen Maya-Sprachen. Sie fluchten leise in Tzeltal und Tzotzil, während sie Stunde um Stunde Schach spielten. Sie teilten ihre mageren Rationen, die sympathisierende Bauern aus der Gegend gebracht hatten und die von einem rotierenden Küchenteam von Soldaten zubereitet wurden, mit mir.

Die Rebellen trainierten täglich in voller Kampfmontur, sie schlichen durch die umliegenden Berge, gingen lautlos über die Teppiche aus Laub, pirschten sich an imaginäre Feinde heran. Es wurde keine Munition verschwendet.

Der Hauptmann des Lagers, eine Frau, zeigte mir, wo ich mich im Fluß waschen konnte. Kerzen waren eine kostbare Annehmlichkeit und Strom nicht existent, also gingen wir früh zu Bett, krochen in kratzige Wolldecken auf einem unein-



Subcomandante Marcos mit Zapatistinnen und Zapatisten beim Appell
in den Bergen von Chiapas

ladenen Boden, attackiert von Moskitoschwärmen, die sich wie eine weitere Armee erhoben, sobald die Sonne unterging.

Und so lernte ich von ihnen. Nicht aufgrund der Dinge, die sie zu sagen hatten, sondern weil ich mit den Soldaten oder mit sympathisierenden Zivilisten, wenn auch nur kurz, den Alltag der mexikanischen Landbevölkerung erlebte: Ich schlief auf ihren Lehm Böden, trank, badete und kochte mit dem parasiteninfizierten Flußwasser, aß dreimal täglich Bohnen und Mais, riskierte, an ihren Seuchen zu erkranken (eine Cholera-Epidemie attackierte gerade verschiedene Gemeinden), sah Kinder auf den Feldern arbeiten, die in die Schule gehört hätten, und beobachtete Vorbeiziehende, die barfuß endlose Strecken zurücklegten, Kilometer über Kilometer, gebeugt unter riesigen Holzbündeln oder anderen überdimensionalen Lasten auf ihrem Rücken.

Mit der Zeit kam ich zu dem Schluß, daß das Warten obligatorisch war, weil Marcos wollte, daß wir die *miseria*, das Elend, von der er so eindrucksvoll sprach, selbst erlebten. Er wollte, daß wir die Gründe, die hinter der Revolution stehen, begreifen und darüber schreiben würden.

Während meiner ersten Besuche dort habe ich das noch nicht so klar gesehen. Das Wartenspielchen war ja nicht bloß ein Initiationsritus. Nach einer gewissen Zeit erschien es respektlos. Manchmal habe ich mich gefragt, ob dies wohl eine weitere Facette von Marcos eigenwilligem Sinn für Humor oder eine Form von Egoismus sei. Es gab zweifellos Zeiten, in denen die Rebellen uns nicht treffen konnten, weil sie mit wichtigen strategischen und vertraulichen Fragen beschäftigt waren. Und ihr Territorium war riesig. Manchmal ritten sie tagelang, um ein Interview zu geben.

Aber die Ungeduld gewann immer wieder die Oberhand in mir. Und irgendwann kam dann doch Moisés oder einer von Marcos' Leibwächtern angerannt, entschuldigte die Wartezeit: »Wir befehligen eine Armee – da gibt es einfach immer so viel zu tun«, und schleppte mich zu dem Platz, an dem das Inter-

view stattfinden würde. Und dann, wenn ich da im Urwald saß, Fragen stellte, den Antworten lauschte, die geduldig gegeben wurden, umgeben von bewaffneten, maskierten, unterernährten Rebellenkriegern und allgemeiner Armut, erschien es lächerlich anmaßend, sofortigen Service zu erwarten.

Im allgemeinen habe ich es vermieden, Marcos persönliche Fragen zu stellen, obwohl ich natürlich neugierig war. Hin und wieder bot sich eine Möglichkeit, aber üblicherweise gab er keine richtigen Antworten. Einmal war er stärker als sonst in Gedanken versunken, er saß auf einem wackeligen Klappstuhl auf dem Lehm Boden einer Hütte, in der Nähe einer ihrer östlichsten Stützpunkte. Unser Interview war beendet, aber er machte keine Anstalten zu gehen. Er rauchte Pfeife, die längst zu seinem Markenzeichen geworden war, und sah nachdenklicher und besorgter aus, als seine zuversichtlichen Worte es erlaubten.

»Und wie geht es dir?« fragte ich ihn. »Persönlich, meine ich. Wie fühlst du dich?« Ich interviewte jetzt nicht mehr den Subcomandante. »Bist du besorgt? Du siehst besorgt aus. Hast du genug geschlafen? Du siehst müde aus.«

Es herrschte unter den Journalisten allgemein die Übereinstimmung, daß Marcos an Schlaflosigkeit leide; weil er zum einen oftmals zu Interviews erschien, wenn alle anderen schliefen, und zum anderen, weil er solche unglaublichen Mengen von Texten produzierte. (Lachend erzählte er mir bei einer anderen Gelegenheit, er schlafe tagsüber.) Angesichts des Dampfes umfangreicher Kommuniqués, die er in jenen Tagen ununterbrochen hervorsprudelte, einer Armee, die zu trainieren, und den Gefechten, die zu planen waren, konnten die dunklen Ringe unter seinen Augen ja ein angemessener Tribut sein.

»Ich bin müde«, antwortete er. »Ich bin müde von all dem hier«, sagte er mit einer dramatischen Armbewegung, die eindeutig mich – eine weitere Reporterin – mit einschloß.

Bevor wir seinen Stil kannten, hielt sein trockener Humor

viele Journalisten zum Narren. Einem Reporter aus San Francisco teilte er voller Ernst mit, daß er in einer der vielen berühmten Schwulenbars jener Stadt gekellnert habe. Einem Journalisten aus Dallas erzählte er, er habe bei den *Cowboys*¹ gespielt. Später erzählte er meinen Freunden aus Hollywood sogar, er verstehe die Schwierigkeiten ihres Geschäfts, schließlich sei er früher selbst Filmregisseur gewesen. Bis die Medien gelernt hatten, seinen Sinn für Humor zu verstehen, hatten alle die, die seinen frühen Geschichten auf den Leim gegangen waren, schon unzählige Stunden in Archiven vergeudet.

Diesmal jedoch war er in ernster Stimmung. Als er sich im Halbdunkel zurücklehnte, an seiner Pfeife paffend, beschloß ich, ihn auf einige der über ihn kursierenden Gerüchte anzusprechen. Er hörte sich die Behauptungen geduldig an, äußerte sich aber nicht dazu. Er paffte einfach nur weiter und lauschte.

Er räumte ein, die Gerüchte über seine vermeintlichen Eskapaden als Frauenheld »amüsant« zu finden. Er fragte mich, ob ich die Geschichte von den Gruppen von Frauen gehört habe, denen angeblich erlaubt wurde, die Straßenkontrollpunkte der Rebellen zu passieren, und die in das Innere des Urwalds eskortiert worden wären und dann darum gebeten hätten, sich zu seinem voyeuristischen Vergnügen ausziehen und in einem bestimmten Fluß baden zu dürfen. Nein, die hatte ich noch nicht gehört. Ich erkundigte mich, ob es stimme, daß eine schöne und bekannte Politaktivistin ihm zu nächtllicher Stunde, den Stil mexikanischen Werbens umkehrend, Mariachis geschickt habe, um unter seinem Fenster Liebeslieder zu singen. Das sollte Anfang 1994, zum Zeitpunkt der ersten Verhandlungsrunde, gewesen sein, als eine Gruppe Zapatista-Führer vorübergehend, unter schwerer Bewachung, in der Kathedrale von San Cristobal untergebracht war. Er lehnte sich weiter zurück und lächelte. Oder schien zu lächeln – soweit das seine Maske erkennen ließ. Aber er war nicht bereit, es zu bestätigen oder zu dementieren.

Geschickt vermied er es also, auf meine Fragen zum Marcos-Kult oder zu seiner »wahren Persönlichkeit« direkt zu antworten. Stattdessen kam eine andere, ebenso kontroverse Frage auf: Ob er nun der Mann sei oder nicht, der alle Fäden in der Hand habe? Er behauptete, es nicht zu sein. Er bestand stets darauf, daß ein Komitee aus Indígena-Führern alle wesentlichen Entscheidungen treffe. Aber ich frage mich trotzdem, ob das stimmt. Ich bin sicher, daß er ihre Presseveröffentlichungen schreibt, und vermute, daß er ihre Gedanken und Taten stark beeinflusst. Alles nur Spekulation, doch wenn dieser Mann nicht der führende Kopf hinter der EZLN ist, so hat er doch zumindest den stärksten Einfluß in ihren Reihen.

Ich setze Marcos nicht nur deshalb mit der EZLN-Führung gleich, weil er ihre offizielle Stimme ist, sondern weil er tatsächlich die Fäden in der Hand zu halten scheint; eine Person, die talentiert und gewitzt genug ist, um alles zu dirigieren. Es war seine Performance, um deretwillen wir immer wiederkehrten. Der Krieg der Zapatisten erschien uns so gerecht, so rein. Und es gab weit und breit keinen politischen Führer, der – in einem ohnehin schon fesselnden Kontext – eine solche Inspiration verbreitete wie er.

Es ist möglich, daß das Komitee die Entscheidungen trifft. Ich habe die Ansprachen einiger Indígena-Führer gehört und war sehr beeindruckt. Ich habe das Bild des ruhigen, schlanken und gelassenen Comandante Tacho vor Augen, wie er mit einem Mikrophon in der Hand auf einer Plattform im Urwald steht; riesige mexikanische Flaggen hinter ihm wehen, die Fernsehkameras sind auf ihn gerichtet, als er sich an einem regnerischen Augusttag an die Tausenden von Teilnehmern des Nationalen Demokratischen Konvents wendet.

Ich erinnerte mich an andere Treffen, bei denen der winzige Major Moisés (Marcos nennt ihn »Moy«) sich hitzig an die Presse wendet, die Augenbrauen in typischer Manier wie zwei verhakte Fragezeichen zusammengezogen, während er seine Argumentation unterstreicht; mit blitzenden Augen, aus de-

nen er jeden von uns einzeln anschaut. Ich erinnere mich auch daran, neben ihm in seinem Laster zu sitzen, den er wie ein Boot – oder vielleicht eher noch wie einen durchgehenden Elefanten – durch ein lehmverkrustetes Baumlabyrinth steuerte, ein anbetungswürdiger Verrückter, der dazu eine uralte *Los Mariachis de Tecatitlán*-Kassette laufen ließ; glänzende Augen, ein hinreißend verschlagenes Lächeln, mit dem er über den Krach des sich mühsam quälenden Motors und der frenetischen Musik hinweg Witze erzählt. *Rebel de amable* nannten wir ihn. Den lebenswürdigen Rebellen.

Ich kann mir sowohl Tacho als auch Moisés als Protagonisten eines Revolutionsepos vorstellen – wenn sie nicht von Anfang an von Marcos überschattet worden wären. Und Comandante Ramona hatte einen beeindruckenden, mitreißenden Auftritt, bevor eine offensichtlich sehr ernste Erkrankung sie verstummen ließ. Marcos ist mit Sicherheit nicht der einzige Poet. Er ist nicht der einzige große Redner. Und auch Charisma strömte in diesem Urwald in solchen Massen wie Regen. Aber Marcos hat Eigenschaften, die ihn vor allen anderen an die Spitze stellen. Er verdient die Bewunderung.

Außerdem hat er vermutlich beachtlichen Einfluß auf die Dorfgemeinschaften ihres Territoriums. Die dortigen Bewohner, mit denen ich sprach, sagten, er sei gegenüber den Älteren voller Respekt und freundlich zu allen. Besonders nach der ersten formellen Gesprächsrunde zwischen der Regierung und den Rebellen erstaunte mich sein Einfluß. Die Regierung hatte sich bereit erklärt, auf 32 der 34 Forderungen der Rebellen einzugehen. Die Rebellen hatten den Regierungsvorschlag in ihren Gebieten zur Abstimmung gestellt, und die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung stimmte gegen das scheinbar so großzügige Angebot. Sie beschlossen, solange auszuharren, bis alle 34 festgesetzten Punkte bewilligt würden. Es muß beachtliche Überzeugungsarbeit gekostet haben, diese in Armut lebende Landbevölkerung zu bewegen, die Zusage gewaltiger Verbesserungen abzulehnen.

Im Dezember hat Marcos das Ende des elfmonatigen Waffenstillstands erklärt. Er schrieb ein wahrhaft trauriges, ominöses Kommuniqué, in dem er die bevorstehende Rückkehr zum Krieg ankündigte. Er unterschrieb die Nachricht mit einem melancholischen Abschiedswort, einem Gedicht, und einer Ermahnung an seine Leser: »Verliert Euch nicht in Skeptizismus oder im süßen Gefängnis der Konformität; sucht weiter, so daß Ihr weiterhin das findet, an das Ihr glauben könnt, für das Ihr kämpfen könnt.« So poetisch war er allerdings einige Stunden früher nicht gewesen, als er seine Antwort auf mein letztes Ersuchen um ein Treffen zurückgefunkt hatte. »*Demasiado tarde*.« Zu spät. Trotz seiner Liebe fürs Dramatische: Es war nicht zu spät, und die Rebellen haben bis heute ihren jüngsten gewagten Publicity-Stunt überlebt.

Indem sie den Belagerungsring der Regierungstruppen um ihre Gebiete lautlos durchstießen, ist es den Zapatistas gelungen, vorübergehend 38 weitere Bezirksstädte in einem Katz- und-Maus-Spiel zu »erobern«. Mit dem Jahrestag des Aufstands scheint die Geschichte der Zapatistas weit davon entfernt, beendet zu sein.

1 *Dallas Cowboys*: Footballteam der texanischen Stadt